
GEERT KEIL

Tatsachen. Eine Ehrenrettung

Beginnen wir mit einigen Gemeinplätzen: Wissen von Tatsachen zu verschaffen gehört zum Kerngeschäft der Wissenschaften. Die Wissenschaft ist auf Erkenntnis aus: auf wahre, begründete Überzeugungen darüber, was der Fall ist. Schon der Schritt der Datenerhebung mithilfe von Beobachtungen und Messungen ist nichts anderes als das Ermitteln von Tatsachen. Dieses Ermitteln ist fehlbar, es kann zu Irrtümern kommen. Tatsachen bestehen unabhängig davon, was wir über sie glauben.

Philosophen fügen diesen Gemeinplätzen einige begriffliche Klärungen hinzu. Zur Klärung bietet es sich an, den Begriff der Tatsache im Raum benachbarter Begriffe zu verorten, insbesondere der *Wahrheit*, der *Aussage* und des *Sachverhalts*. Wittgenstein schreibt: „Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten“ (Wittgenstein, Satz 2). Sachverhalte können also bestehen oder nicht, die bestehenden nennt man Tatsachen. Mit einer Aussage behauptet man, dass die Sache sich so verhält wie ausgesagt. Wenn der Sachverhalt besteht, also eine Tatsache ist, ist die Aussage wahr. Hat sich beispielsweise die globale Durchschnittstemperatur seit Beginn der Industrialisierung erhöht? Nach der Auswertung zahlloser Messreihen ist klar: Ja, es verhält sich so, der Klimawandel ist eine Tatsache.

Tatsachen sind also dasjenige in der Welt, was unseren wahren Aussagen entspricht. Es gibt deshalb keine falschen Tatsachen und auch keine wahren. Was wahr oder falsch sein kann, sind *Tatsachenbehauptungen*. Der juristische Sprachgebrauch ist punktuell anders, im Verleumdungsparagrafen des Strafgesetzbuches ist vom Behaupten „unwahrer Tatsachen“ (§ 187) die Rede, im Betrugsparagrafen vom „Vorspiegeln falscher Tatsachen“ (§ 263). Die Sprachschnitzer lassen sich aber leicht berichtigen: Gemeint ist, dass fälschlich etwas als Tatsache behauptet wird, was keine Tatsache ist.

Dass Tatsachen etwas „in der Welt“ sind, bedeutet nicht, dass es sich um *Dinge* handelte, die man sehen und anfassen könnte. Tatsachen gehören zu denjenigen Gegenständen, die man in der philosophischen Ontologie „abstrakte Gegenstände“ nennt, weil sie im Unterschied zu Stöcken und Steinen nicht materiell sind und keine räumliche Ausdehnung haben. Weitere Beispiele für abstrakte Gegenstände sind Zahlen, Klassen und Eigenschaften. Dass Philosophen Nichtmaterielles, Nichtausgedehntes „Gegenstand“ nennen, muss uns nicht weiter beunruhigen. Wen der Ausdruck „Gegenstand“ zu sehr stört, weil hier nichts entgegensteht, mag von „Entitäten“ sprechen.

Die philosophischen Debatten darüber, ob es abstrakte Gegenstände überhaupt gibt, füllen Regalmeter, aber es geht auch kürzer: Sieben ist eine Primzahl, also gibt es etwas, was die Eigenschaft hat, prim zu sein, also gibt es Zahlen. Tiefer einzusteigen verbietet sich hier.¹ Dass Tatsachen etwas „in der Welt“ seien, habe ich nur zum Kontrast hervorgehoben: um klarzustellen, dass sie im Unterschied zu Wörtern und Sätzen nichts Sprachliches sind. Tatsachen sind nicht das, *womit* wir etwas sagen, sondern etwas, *worüber* wir etwas sagen. Dieser Unterschied wird spätestens wichtig, wenn Slogans wie „Alle Tatsachen sind Konstruktionen“ in die Debatte geworfen werden.

Beiseite bemerkt: *Fakten* sind dasselbe wie Tatsachen, die Ausdrücke sind synonym. Historisch gingen hier der west- und der ostdeutsche Sprachgebrauch auseinander: Fakt ist, dass der Ausdruck „Fakt“ in der alten Bundesrepublik ungebräuchlich war und sich erst nach 1990 gesamtdeutsch verbreitet hat.

Tatsachen treten in großer Artenvielfalt auf, es gibt historische, physikalische, biologische, soziale, logische, mathematische, begriffliche und viele weitere Arten von Tatsachen. Beispielsweise ist es eine begriffliche Wahrheit über den Begriff der Tatsache, dass es keine wahren oder falschen Tatsachen gibt, so wie es eine begriffliche Wahrheit über den Begriff des Junggesellen ist, dass Junggesellen unverheiratet sind. Auch begriffliche

¹ Für einen fundierten Überblick zur Ontologie abstrakter Gegenstände vgl. Künne 2007.

Wahrheiten, die sich nicht durch Beobachtung oder empirische Forschung ermitteln lassen, sind Tatsachen – eben begriffliche Tatsachen. Die einzelnen Wissenschaften unterscheiden sich nicht zuletzt dadurch, mit welchen Arten von Tatsachen sie befasst sind. Glücklicherweise gibt es ein akademisches Fach, das professionell mit der Untersuchung begrifflicher Tatsachen befasst ist, nämlich die Philosophie. Gäbe es ein solches Fach nicht, so wüssten wir unter anderem nicht oder jedenfalls nicht genau genug, was Tatsachen sind.

Mit dem Geschäft, Tatsachen zu ermitteln, sind die Wissenschaften nicht allein. Auch Journalisten, Detektive und Zählstandsableser sind damit befasst. Es ist nicht der kleinere, sondern der weitaus größere Teil der Tatsachen, der außerhalb der Wissenschaft ermittelt wird. Was die Wissenschaft auszeichnet, sind ihre besondere Sorgfalt, ihr systematisches Vorgehen und die höhere Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse. Wissenschaft hat es mit Sachverhalten zu tun, deren Erforschung einen besonderen Aufwand verlangt. Der Stand eines Stromzählers lässt sich durch bloßes Hinsehen ermitteln, für die Ursache eines Vulkanausbruchs, die Bedeutung einer alten Grabinschrift oder die Frage, ob es abstrakte Gegenstände gibt, gilt das nicht.

Postfaktische Kommunikation und „alternative Fakten“

Manche Leserinnen und Leser mögen mittlerweile unruhig geworden sein. Gibt es nicht neben schlechten auch einige gute Gründe dafür, dass der Berufung auf Tatsachen heute vielfach mit Skepsis begegnet wird? Zunächst zu den schlechten Gründen: Es ist kein Geheimnis, dass diese Skepsis vornehmlich auf Entwicklungen außerhalb der Wissenschaft zurückgeht, etwa auf das Aufkommen eines „postfaktischen“ Stils der politischen Kommunikation, der sich gegenüber wissenschaftlicher Expertise ignorant verhält und den Unterschied zwischen Tatsachen, Meinungen und Wunschenken einebnen. Warum sich um Tatsachen scheren, wenn man auch mit alternativen Fakten durchkommt?

Der Ausdruck „alternative Fakten“ geht bekanntlich auf eine Äußerung von Donald Trumps Beraterin Kellyanne Conway zurück, die damit Trumps damaligen Sprecher gegen den Vorwurf der Lüge in Schutz nahm: „Sean Spicer didn't lie about the crowd size at Trump's inauguration – he gave alternative facts“. Die Äußerung provozierte Empörung und Spott. Bald tauchten T-Shirts mit der Aufschrift auf „Sorry, alternative facts are just lies“.

Das Beispiel ist instruktiv, weil es sich bei Spicers Aussage „This was the largest audience to ever witness an inauguration, period“ klarerweise um eine Tatsachenbehauptung handelte. Und das Publikum hatte ein Gespür dafür, dass Conways rhetorisches Manöver dazu angetan war, den Sinn eines wichtigen Ausdrucks zu verfälschen. Die Jury, die den Ausdruck „Alternative Fakten“ zum Unwort des Jahres wählte, führte zur Begründung an, er sei „der verschleierte und irreführende Ausdruck für den Versuch, Falschbehauptungen als legitimes Mittel der öffentlichen Auseinandersetzung salonfähig zu machen“ (Jury „Unwort des Jahres 2017“). Sollte Conway im Sinn gehabt haben, ein „pluralistisches“ Verständnis von „Tatsache“ zu etablieren, welches die Anpassung der Tatsachenlage an die jeweilige eigene Interessenlage erlaubt, so ist dieser Versuch gescheitert.

Mark Twain hat einmal treffend gesagt: „Tatsachen muss man kennen, bevor man sie verdrehen kann.“² Die Sprechakte des Lügens und Täuschens sind eben sehr voraussetzungsreich. Der Lügner will andere etwas glauben machen, was er selbst nicht für wahr hält. Er will sie über Tatsachen täuschen, über die er sich selbst nicht täuscht, und verlässt sich zudem darauf, dass die anderen nicht erwarten, getäuscht zu werden. Der Lügner missbraucht also das ihm entgegengebrachte Vertrauen. Das ist eine gute Nachricht: Solange erfolgreich gelogen und getäuscht wird, ist dieses Kommunikationsverhalten *parasitär* gegenüber dem Standardfall, nämlich aufrichtig darüber zu informieren, was der Fall ist oder was man selbst glaubt.

2 „Get your facts first, and then you can distort them as much as you please.“ Zitat überliefert durch Rudyard Kipling (180).

Unaufrichtige Kommunikation kann für sich genommen den Tatsachen nichts anhaben. Dasselbe gilt für Wunschdenken. „Facts are stubborn things“, hat John Adams, der zweite Präsident der USA, einst bemerkt.³ Tatsachen sind störrisch, sie fügen sich nicht unseren Wünschen. Dasselbe gilt für die Belege, die Annahmen über Tatsachen stützen. Sich vorhandene Belege wegzuwünschen bringt sie nicht zum Verschwinden. Ähnlich hat es der Science-Fiction-Autor Philip K. Dick ausgedrückt: „Real ist das, was nicht weggeht, wenn man aufhört, daran zu glauben“.⁴

Legen wir deshalb die Themen Wunschdenken, Lüge und Täuschung und beiseite und wenden uns der Frage zu, was die Gebildeten unter ihren Verächtern den Tatsachen vorwerfen.

Ist nur Unumstößliches Tatsache?

Nicht selten wird die *Vorläufigkeit* wissenschaftlicher Erkenntnisse als Herausforderung für die Auffassung betrachtet, dass Wissenschaften Tatsachen herausfinden. Die moderne Naturwissenschaft hat ein „fallibilistisches“ Selbstverständnis: Sie betrachtet die wissenschaftliche Erkenntnissuche als ein grundsätzlich fehlbares Unternehmen. Menschen sind fehlbare Wesen und Wissenschaftler sind keine Ausnahme. Niemand kann aus eigener Kraft sicherstellen, dass etwas, was er für wahr hält, tatsächlich wahr ist. Wissenschaft ist ihrem Begriff nach auf Wissen aus, also auf wahre, begründete Überzeugungen, sie muss aber stets mit Irrtümern und späteren Revisionen rechnen.⁵ Die Fehlbarkeit der

3 „Facts are stubborn things; and whatever may be our wishes, our inclinations, or the dictates of our passions, they cannot alter the state of facts and evidence.“ (Adams 1770)

4 „Reality is that which when you stop believing in it, it doesn't go away.“ (Dick, 261).

5 Diese skizzenhaften Bemerkungen zum Fallibilismus, zum Begriff des Irrtums und zur Fehlbarkeit der Wissenschaft sind näher ausgeführt in: *Wenn ich mich nicht irre. Ein Versuch über menschliche Fehlbarkeit* (Keil 2019).

Wissenschaft ändert allerdings nichts an ihrem Anspruch, Tatsachenerkenntnis zu verschaffen. Betrachten wir einige Revisionen in der Wissenschaftsgeschichte, etwa über das Alter der Erde, die Existenz einer Äthersubstanz im Weltall oder die Ursache von Magengeschwüren. Diese Revisionen bestanden nicht darin, dass infolge neuer Entdeckungen Wahres falsch wurde. Vielmehr wurde *irrtümlich für wahr Gehaltenes als falsch erwiesen*. Oder vorsichtiger, da auch heutige Wissenschaftler fehlbar sind: Etwas bisher für wahr Gehaltenes wird nunmehr aufgrund neuer Belege für falsch gehalten – bis irgendwann vielleicht auch diese Auffassung berichtigt werden muss. Was sich beim Berichtigen eines Irrtums ändert, sind nicht Tatsachen, sondern menschliche Überzeugungen. Etwas, was bislang für eine Tatsache gehalten wurde, erweist sich als falsche Annahme. Die Wissenschaft kann sich also darüber irren, *ob* etwas eine Tatsache ist.

Die Bereitschaft, Irrtümer zu korrigieren, ist Teil der allgemeineren Praxis, seine Überzeugungen von den verfügbaren Belegen abhängig zu machen. Während der Corona-Pandemie ließ sich diese Praxis in Echtzeit beobachten: Virologen haben zu Beginn gesagt, dass Masken wenig Schutz böten. Später haben sie sich korrigiert, als es neue Daten über Ansteckungswege und über die Wirksamkeit von Schutzmaßnahmen gab. So soll es sein: Wissenschaft ist eine *selbstkorrigierende* Praxis der ergebnisoffenen Erkenntnissuche.

Dabei ist das Festhalten am Anspruch, die Wahrheit herauszubekommen, gerade erforderlich, um der Fehlbarkeit der Wissenschaft Rechnung zu tragen. Die kompromisslose Wahrheitssuche und die Einsicht in ihre Fehlbarkeit sind zwei Seiten derselben Medaille. Dieser Zusammenhang wird oft übersehen; selbst an der Universität wird das Ideal der Wahrheitssuche nicht selten als überspannte Pathosformel belächelt. Übersehen wird dabei, dass der Begriff der Wahrheit für die Wissenschaft eine wesentlich *negative* Funktion hat: Wahrheit ist nicht das, was wir sicher treffen, wenn wir nach allen Regeln der Kunst Wissenschaft betreiben, sondern das, was wir *verfehlen* können, obwohl wir nach allen Regeln der Kunst Wissenschaft betreiben. Wir brau-

chen die Begriffe der Wahrheit und der Tatsache, um uns die fehlende Garantie dafür verständlich zu machen, dass die Dinge sich tatsächlich so verhalten, wie wir aus den besten verfügbaren Gründen glauben. Kurz: um uns unsere eigene Fehlbarkeit verständlich zu machen, die einen Begriff davon voraussetzt, was wir da verfehlen.

Die Lehre der fehlenden Wahrheitsgarantie nennt man „Fallibilismus“. Die Wissenschaft ist deshalb eine so gute Lehrmeisterin für den Fallibilismus, weil die Wissenschaftsgeschichte so reiches Anschauungsmaterial bietet: Beispiele für Theorien, die die Zeitgenossen mit sehr guten Gründen für wahr hielten, die sich aber später als Irrtum erwiesen haben.

Entdeckt oder erfunden: Gehört Robert Koch hinter Gitter?

Eine spezielle Herausforderung für die Auffassung, dass Wissenschaft auf Tatsachenerkenntnis aus ist, stammt aus den Kultur- und Sozialwissenschaften. Dort führen die Gebildeten unter den Tatsachenverächtern *konstruktivistische* Auffassungen ins Feld. Dem in den 1970er Jahren entwickelten „radikalen Konstruktivismus“ zufolge ist die Wirklichkeit eine Konstruktion unseres Gehirns. Später sind „sozialkonstruktivistische“ Theorien hinzugekommen, die sich zunächst auf die These des Konstruktcharakters sozialer Phänomene beschränkten und später verallgemeinert wurden: Alle Tatsachen seien letztlich soziale Konstruktionen. Wer es anders sieht, hat den Vorwurf des „naiven Realismus“ zu gewärtigen.

Als französische Wissenschaftler nach einer Untersuchung der Mumie von Pharaos Ramses II. feststellten, dass Ramses wahrscheinlich an Tuberkulose starb, widersprach der Wissenschaftssoziologe Bruno Latour dieser Diagnose: Wie könne Ramses an einem Erreger gestorben sein, der erst 1882 von Robert Koch entdeckt wurde? *Mycobacterium tuberculosis* habe vor der Entwicklung entsprechender Nachweismethoden „nicht wirklich

existiert“ (Latour 1998, 84-85). Die Behauptung, Ramses sei an Tuberkulose gestorben, sei nicht weniger anachronistisch als die, er sei im Maschinengewehrfeuer umgekommen (vgl. Latour 2000, 248).

Der Vergleich ist, mit Verlaub, töricht. Maschinengewehre gab es zur Pharaonenzeit nicht, während der Tuberkuloseerregger lediglich noch nicht entdeckt war. Er konnte auch nicht entdeckt werden, weil man ihn, wie Latour richtig feststellt, nur mit mikrobiologischen Methoden nachweisen kann, die seinerzeit nicht zur Verfügung standen. Auch sie waren noch nicht entwickelt.

Nun wird der Streit zwischen einem realistischen und einem konstruktivistischen Verständnis von Tatsachen auch als einer darüber geführt, ob Tatsachen *entdeckt* oder nicht vielmehr *erfunden* werden. Falls aber Robert Koch den Erreger einer seinerzeit unbehandelbaren Krankheit nicht entdeckt, sondern erfunden hätte, wäre dann statt des Nobelpreises nicht eher Einzelhaft bei Brot und Wasser angezeigt gewesen? Schwedische Gardinen statt der Schwedischen Akademie?

Unstrittig ist, dass Ramses' Leibärzte dessen Krankheit nicht als Tuberkulose diagnostizieren konnten. Daraus folgt aber mitnichten, dass Ramses nicht tuberkulosekrank gewesen sein kann. Der Grund dafür ist einfach: Weder die Existenz des Bakteriums noch seine Verbreitung im Ägypten der Pharaonenzeit noch dessen Wirken im Körper von Ramses waren davon abhängig, was Menschen darüber wussten. Fakten sind störrische Dinge und Krankheiten sind es auch. Man kann auch an nichtdiagnostizierten Krankheiten sterben. Dem Tuberkuloseerregger ist der Stand unseres medizinischen Wissens ‚nicht einmal egal‘.

Die philosophische Erkenntnistheorie ist von konstruktivistischen Auffassungen übrigens weitgehend unbeeindruckt geblieben. Es ist eine wissenschaftssoziologisch interessante Frage, warum eine genuin philosophische, nämlich erkenntnistheoretische These in den philosophisch halbgebildeten Bereichen der Sozial- und Kulturwissenschaften so viel mehr Anklang findet als bei denjenigen, die sich professionell mit Erkenntnistheorie beschäftigen.

Der Slogan „Tatsachen sind konstruiert“ mag einen kleinen wahren Kern haben, der aber durch den Slogan irreführend ausgedrückt und auch nicht leicht herauszuarbeiten ist. Eine Klärung könnte mit der Einsicht beginnen, dass der Ausdruck „Konstruktion“ mehrdeutig ist: Als „Konstruktion“ lässt sich das Ergebnis einer konstruktiven Tätigkeit bezeichnen, aber auch die Tätigkeit selbst.

Erkennen, Klassifizieren, das Bilden von Begriffen etc. sind menschliche Tätigkeiten. „Konstruktiv“ kann man diese Tätigkeiten in dem Sinne nennen, dass sie kein bloß passives Widerspiegeln von Vorfindlichem sind. So weit, so bekannt. Betrachten wir nun den Produkt-Sinn von „Konstruktion“: Eine Eisenbahnbrücke ist ein Artefakt, sie entsteht nicht von allein. Wenn sie aber konstruiert und gebaut worden ist, dann ist sie nicht weniger real als das Matterhorn oder ein Nilkrokodil, die ohne menschliches Zutun in die Welt gekommen sind. Das Konstruiertsein der Brücke betrifft allein die Frage, auf welche Weise sie entstanden ist. Ihrer Existenz tut der Umstand, dass es sie ohne menschliches Zutun nicht gäbe, keinen Abbruch.

Nun werden Tatsachen in einem anderen Sinn als konstruiert bezeichnet als Bauwerke, denn das fragliche Konstruieren ist keine physische Tätigkeit, sondern eine mentale. Von konstruktivistischer Seite wird angeführt, dass Tatsachen nicht ‚einfach da‘ seien, wie der naive Realismus annehme, sondern sich einer konstruktiven Tätigkeit des menschlichen Geistes verdankten.

Ist nicht der naive Realismus seit Kant überwunden?

Gebildete Konstruktivisten verweisen auf die Erkenntnistheorie Immanuel Kants, nach der unsere Sinne von „rohem Material“ affiziert werden, das vom Verstand unter Anschauungsformen und Begriffe gebracht wird. Ohne die Synthese- und Konstitutionsleistungen des Verstandes hätten wir keine Erfahrung von Gegenständen und würden auch nicht zu Urteilen gelangen.

Vergleichen wir zur Illustration die menschliche Wahrnehmung mit dem Bildsensor einer Digitalkamera: Auf dem Sensorchip mag die gleiche optische Information eintreffen wie auf der Netzhaut eines Menschen, doch sind Kameras keine Subjekte von Erfahrung. Ihnen fehlt die Fähigkeit, Begriffe zu bilden und auf Basis der eintreffenden Information Wahrnehmungsurteile zu fällen. Auch unsere Augen fällen keine Urteile, das tun erst Personen. Wie Kant richtig bemerkt: „In den Sinnen ist deswegen weder Wahrheit noch Falschheit, weil sie gar nicht urteilen“ (Kant 1775, 21).

Kant war als Transzendentalphilosoph nur an den apriorischen Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung überhaupt interessiert. Erst seine Nachfolger, beginnend mit Herder und Humboldt, sind auf die zentrale Rolle der Sprache und auf historisch kontingente Bedingungen unserer Erkenntnistätigkeit aufmerksam geworden. Heutige sozialkonstruktivistische Auffassungen nehmen eine Abhängigkeit von soziokulturellen Faktoren an, von denen die transzendente Erkenntnistheorie abstrahiert.

Der naive Realismus wird als die Auffassung charakterisiert, dass die Dinge im Wesentlichen so sind, wie sie uns erscheinen, und dass die Wahrnehmung das Wahrgenommene passiv widerspiegelt. Dieser Auffassung wird entgegengehalten, dass schon die sinnliche Wahrnehmung von konstruktiver Tätigkeit begleitet sei, die so oder anders ausfallen könne und dann entsprechend unterschiedliche Gegenstände und Tatsachen konstituiere. Irgendetwas wird es ›da draußen‹ schon geben, aber auf welche Weise Menschen das Seiende einteilen, hängt von den Begriffen und Kategorien ab, die sie dabei verwenden. Wer etwa das Konzept des Unkrauts nicht besitzt, wird den Löwenzahn nicht als solches klassifizieren. Außerhalb der Kontexte des Ackerbaus und der Gartenpflege ist auch schwer zu erläutern, wodurch die Klasse der Unkräuter abgegrenzt sein soll.

Der Realist bleibt unbeeindruckt. Dass man die Welt mithilfe anderer Kategorien immer auch anders einteilen kann, tut der

Existenz des Eingeteilten keinen Abbruch. Stellen wir uns eine Sprache mit begrenzten lexikalischen Ressourcen vor, in der etwa Bäume allein in „Laubbäume“ und „Nadelbäume“ eingeteilt werden. Feiner klassifizierende Artausdrücke stehen nicht zur Verfügung. Später wächst in der Sprachgemeinschaft das Interesse an Bäumen, die Sprecherinnen und Sprecher achten auf weitere Merkmale, bilden feinere Kategorien und unterscheiden etwa Birken, Buchen, Lärchen und Linden. Preisfrage: Gab es zuvor keine Birken?

Es gab sie. Die Raumzeit war an den entsprechenden Stellen durch verzweigte Gebilde gefüllt, die Birken waren. Die Gebilde besaßen die birkenkonstitutiven biologischen Merkmale schon, bevor sie als solche erkannt und benannt wurden. Es wäre damals schon richtig gewesen, sie als Birken zu klassifizieren. Nur konnte das niemand, weil die sprachlichen Ressourcen und vielleicht auch die Unterscheidungsfähigkeiten dafür nicht zur Verfügung standen.

Der erkenntnistheoretische Realist gesteht auch zu, dass es möglich gewesen wäre, Bäume anders zu klassifizieren als die neuzeitliche botanische Taxonomie es tut. Erst der *wissenschaftliche* Realismus fügt die These hinzu, dass wissenschaftliche Klassifikationen und Theorien außerwissenschaftlichen überlegen seien und dass sie im Zuge des Erkenntnisfortschritts immer realitätsgerechter würden. Diese These wird mithilfe einer Metapher Platons manchmal so ausgedrückt, dass die Wissenschaft die Natur an ihren Gelenken zerlege.

Kognitive Nischen

Die antirealistische Gegenthese wird zuweilen so formuliert, dass es „in der Welt der Sprecher“ noch keine Birken gegeben habe, bevor Bäume entsprechend klassifiziert waren. Diese Redeweise verdunkelt mehr, als sie erklärt. Welche Art von Zusammengehörigkeit oder Abhängigkeit soll der Genitiv „die Welt der Sprecher“ ausdrücken? Die Welt im Sinne eines materiegefüllten

raumzeitlichen Kontinuums ist nur einmal da. Vielleicht ist mit „Welt“ hier „Lebenswelt“ gemeint? Einverstanden, Lebenswelten gibt es auch im Plural.

Der vernünftigste Sinn der Rede, dass es in jemandes Welt etwas gibt oder nicht gibt, dürfte sich im biologischen Konzept der *kognitiven Nische* verbergen. Kognitive Nischen sind *Ausschnitte* der Welt, nämlich diejenigen Realitätsbereiche, die eine Spezies ohne künstliche Hilfsmittel erkennen kann. Die kognitive Nische von Zecken ist verhältnismäßig klein: Zecken können Ammoniak, Buttersäure und Kohlendioxid riechen und finden auf diese Weise ihre warmlütigen Wirte. Man kann das so ausdrücken, dass die Welt der Zecke klein ist, aber besonders erhellend ist das nicht. Vergibt man den Ausdruck „Welt“ für den Inbegriff des jeweils epistemisch Zugänglichen, so steht kein Ausdruck mehr für das zur Verfügung, was aus einer Nische heraus unzugänglich bleibt. Auch Wittgenstein hätte seinen sprachidealistischen Kalenderspruch – „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (Wittgenstein, Satz 5.6) – besser anders formuliert.

Angesichts der Prozess/Produkt-Mehrdeutigkeit des Ausdrucks „Konstruktion“ gilt es, den konstruktiven Anteil des menschlichen Erkennens richtig zu verorten. Dafür müssen wir zwischen dem unterscheiden, *was* wir einteilen und dem, *womit* wir es tun. Mithilfe von Begriffen und Kategorien heben wir aus dem Seienden beispielsweise die Tatsache heraus, dass Birken wechselständige Blätter haben. Geist-, sprach- oder begriffsabhängig sind nicht die *Realität* der Birke und der sie betreffenden Tatsachen, sondern etwas anderes: was wir unterscheiden, erkennen und entsprechend bezeichnen können. Wer über den Begriff der Birke nicht verfügt, „sieht“ nur den Laubbaum, wie man halbmetaphorisch sagen kann.

Die Wissenschaften verfügen noch über weitere epistemische Ressourcen, etwa über spezielle Methoden und Messinstrumente. Bevor die Physik beispielsweise den Ultraschall entdeckt hat, lag dieses Phänomen außerhalb unseres Erkenntnishorizonts. Durch unsere eigene kognitive Nische limitiert muss-

ten wir rätseln, warum Fledermäuse im Dunkeln nicht ständig gegen Wände fliegen. Der Ultraschall selbst war höchst real und das Orientierungssystem der Fledermäuse auch. Immerhin hat unsere kognitive Nische uns erlaubt, die entsprechende Forschung zu betreiben. In diesem Sinne ist es irreführend, dass die Grenzen unserer Sprache die Grenzen unserer Welt seien. Wir nutzen Wissenschaft, um die Grenzen unseres eigenen Wahrnehmungsvermögens zu erforschen und zu erweitern. Dabei bilden wir Begriffe für Phänomene, die unseren unbewaffneten Sinnen unzugänglich sind.

Wir können uns auch grundsätzlicher fragen, ob es mehr zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt. Diese Frage ist ein mächtiger Motor des Wissensfortschritts. Das biologische Konzept der kognitiven Nische hat seine Schwäche darin, dass es diesen Unterschied nicht abbildet: den zwischen Spezies, die sich Hamlets Frage stellen können und denen, die es nicht können.

Nun gibt es neben biologischen und physikalischen Tatsachen auch solche, deren Fortbestehen in einem robusten Sinn von Einstellungen, Überzeugungen und sozialen Praktiken abhängig ist. Beispielsweise ist *Geld* nur das, was es ist, nämlich ein Zahlungsmittel, weil bestimmte Metallplättchen, Papierstücke und neuerdings auch immaterielle Prozesse in dieser Funktion verwendet und akzeptiert werden. Die Existenz von Geld ist eine *soziale* Tatsache: Ohne die entsprechenden sozialen Praktiken gäbe es kein Geld. Das unterscheidet Geld von Birken und von Ultraschall.

Der Philosoph Paul Boghossian nennt eine Tatsache genau dann „sozial konstruiert“, wenn sie durch kontingente Handlungen einer sozialen Gruppe in die Welt gekommen ist – durch Handlungen, die auch hätten unterbleiben können (vgl. Boghossian, Kap. 2). Eine Tatsache wie die, dass die Inflationsrate angestiegen ist, ist in einer Weise menschengemacht, in der es die Zahl der Jupitermonde – Boghossians Beispiel – nicht ist. Auch für menschengemachte Tatsachen gilt aber, dass sie, solange sie bestehen, nicht weniger real sind als menschenunabhängige.

„Von sich aus eingeteilt“

„Aber auch die Begriffe des Planeten und des Mondes sind doch Menschenwerk. Willst Du etwa behaupten, dass die Welt von sich aus eingeteilt daherkäme?“, fragt der Konstruktivist den Realisten.⁶

Der Realist fragt zurück: Was soll der Ausdruck „von sich aus eingeteilt“ bedeuten? Einteilen ist eine Tätigkeit. Tätigkeiten erfordern einen Akteur. Etwas einzuteilen ist entweder eine physische Operation, wie das Schneiden eines Kuchens, oder eine mentale. Ersteres kommt hier nicht in Betracht; niemand geht mit einem Messer umher, wenn Menschen Arten von Himmelskörpern oder Bäumen unterscheiden und die entsprechenden Begriffe bilden. Bei den fraglichen Tätigkeiten handelt es sich um mentale und sprachliche. Die Welt einzuteilen bedeutet, bestimmte Unterscheidungen zu treffen und die Welt entlang dieser Unterscheidungen wahrzunehmen und zu beschreiben.

Diesen Unterscheidungsleistungen korrespondiert etwas ‚draußen‘, was das Unterscheiden ermöglicht. Die Materie ist nicht homogen in der Raumzeit verteilt, es gibt Dichteunterschiede, Ballungen, Strukturen, Muster. Himmelskörper heben sich beispielsweise kompakt vor einem Hintergrund ab. Wäre es anders, so gäbe es keine Konturen und Strahlungsmuster, die unsere Sinnesorgane affizieren und Messinstrumente zum Ausschlag bringen.

Die konstruktive Tätigkeit des Unterscheidens ist also darauf angewiesen, dass es etwas zu unterscheiden gibt: dass sich im raumzeitlichen Kontinuum Unterschiede ausmachen lassen. Beim Erkennen korrespondiert beides einander: dass jemand eine Unterscheidung trifft und dass etwas unterscheidbar ist.

⁶ David Wiggins kritisiert „the realist myth of the *self-differentiating object* (the object which announces itself as the very object it is to any mind, however passive and of whatever orientation“ (Wiggins, 139). Hilary Putnam benutzt den Ausdruck „self-identifying objects“, um die von ihm abgelehnte Position des „metaphysischen Realismus“ zu charakterisieren.

Ob man in dieser Lage davon spricht, dass wir Unterschiede „machen“ oder sie „ausmachen“, ist ein Streit um Worte, und zwar ein müßiger.

Einige der dergestalt ausgemachten Unterschiede, Konturen oder Strukturen sind für Menschen interessanter als andere. Von vitalem Interesse ist es beispielsweise, diejenigen Konturen aufzufinden, die etwas einschließen, was man essen kann. Glücklicherweise sind etwa Beeren hinreichend abgegrenzt und heben sich, wenn sie reif sind, sogar farblich vom Blattwerk ab. Sie einmal glücklich zu finden reicht allerdings nicht, man muss essbare Gegenstände auch wiedererkennen können, also lernen, auf relevante Unterschiede zu achten und diese hinreichend stabil mental zu repräsentieren.

Genug davon. Am Ende der Geschichte steht die Erkenntnis von Tatsachen, die sich nur mit wissenschaftlichen Methoden ermitteln lassen. Die halbmetaphorische Rede davon, dass wir im Erkenntnisprozess Gegenstände und Tatsachen „erzeugen“, „erschaffen“ oder „konstruieren“, mag so lange als harmlos gelten, wie sie nicht in undialektischer Weise zu einer antirealistischen Erkenntnistheorie ausgebaut wird.

Fazit

Ich fasse zusammen: Weder die Fehlbarkeit der wissenschaftlichen Erkenntnissuche noch der konstruktive Anteil jeder menschlichen Erkenntnistätigkeit sprechen dagegen, dass die Wissenschaft damit befasst ist, Tatsachen herauszufinden. Erst recht irrelevant sind postfaktisches Denken und ideologische Wissenschaftsskepsis, die der Gesellschaft freilich aus anderen Gründen Sorgen bereiten sollten. Tatsachen bleiben störrische Dinge, die sich nicht unseren Wünschen fügen. Die Wirklichkeit hält auch genügend Wege bereit, uns das spüren zu lassen. Der *Begriff* des Klimawandels mag sozial konstruiert sein, doch das mit ihm bezeichnete *Phänomen* wird nicht dadurch verschwinden, dass Klimaskeptiker es anders oder gar nicht konzeptuali-

sieren. Früher oder später werden sie sich auf dem harten Boden der Tatsachen wiederfinden.

Was schließlich den Vorwurf betrifft, die Verteidiger robuster geistunabhängiger Tatsachen seien in einem „naiven Realismus“ befangen: Es gibt neben einer reflexionslosen, von erkenntnistheoretischen Skrupeln nicht angekränkelten Naivität auch so etwas wie eine „zweite Naivität“. In Kleists kleinem Essay über das Marionettentheater heißt es, wir müssten „wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen“. Das Paradies sei zwar „verriegelt“, aber wir könnten „die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist“ (Kleist 1810). Die Reise um die Welt wäre in diesem Fall eine eingehende begriffliche und erkenntnistheoretische Klärung. Der Tatsachenrealist könnte sich diese zweite Naivität verdient haben, nachdem er die Fragen, was Tatsachen sind, was wir zu ihrer Erkenntnis hinzutun und was Tatsachenbehauptungen wahr macht, gehörig untersucht hat. Am Ende dieses Durchgangs stehen, kantisch gesprochen, weder die Skepsis noch der Dogmatismus, sondern die erkenntniskritisch aufgeklärte Einsicht: Ja, es gibt Tatsachen und die fehlbare Wissenschaft ist unter allen Wegen, etwas über sie herauszufinden, der zuverlässigste.

Geert Keil ist Professor für Philosophie an der Humboldt-Universität Berlin. Der Text ist die erweiterte Fassung eines Beitrags, der unter dem Titel „Über Tatsachen. An die Gebildeten unter ihren Verächtern“ zuerst in Forschung und Lehre 10/2019, 894-897, erschienen ist.

Literaturverzeichnis:

- Adams, John: „Adams' Argument for the Defense: 3–4 December 1770“. Online: <https://founders.archives.gov/documents/Adams/05-03-02-0001-0004-0016>.
- Boghossian, Paul A.: *Fear of Knowledge: Against Relativism and Constructivism*, Oxford: Clarendon Press/Oxford University Press, 2006.
- Dick, Philip K.: „How to Build a Universe That Doesn't Fall Apart Two Days Later“ (1978), wiederabgedruckt in: *The Shifting Realities of Philip K. Dick: Selected Literary and Philosophical Writings*, hrsg. von Lawrence Sutin, New York: Pantheon, 1995.
- Jury „Unwort des Jahres 2017“. Online: <https://www.unwortdesjahres.net/unwort/das-unwort-seit-1991/2010-2019/>.
- Kant, Immanuel: *Vorlesung Philosophische Enzyklopädie (1775)*, Akademie-Ausgabe Bd. XXIX, Berlin: 1980.
- Keil, Geert: *Wenn ich mich nicht irre. Ein Versuch über die menschliche Fehlbarkeit*, Stuttgart: Reclam, 2019.
- Kipling, Rudyard: *From Sea to Sea and Other Sketches: Letters of Travel (1899)*, New York: Doubleday, Page & Company, 1913.
- Kleist, Heinrich von: „Über das Marionettentheater“, *Berliner Abendblätter* 63.-66. Blatt (1810). Online: <https://kleist-digital.de/berliner-abendblaetter/1810-63>.
- Künne, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*, 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.
- Latour, Bruno: „On the partial existence of existing and non-existing objects“, in: Lorraine Daston (Hrsg.), *Biographies of Scientific Objects*, Chicago (Illinois): The University of Chicago Press, 2000.
- Latour, Bruno: „Ramsès II est-il mort de la tuberculose?“, *La Recherche* 307 (März 1998).
- StGB. Online: <https://www.gesetze-im-internet.de/stgb/>.

Wiggins, David: *Sameness and Substance*, Oxford: Blackwell, 1980.

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus* (1921), *Schriften* Bd. 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1960.